



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2013

Nach der Bombe. Über die literarische Verarbeitung des Traumas von Hiroshima

Tan, Daniela

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-88485>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Tan, Daniela. Nach der Bombe. Über die literarische Verarbeitung des Traumas von Hiroshima. In: Magazin. Zeitschrift der Universität Zürich, 2, 2013, 46-47.

Nach der Atombombe

Trauma ist an einem Ort, der nicht existiert. Wo keine Strasse hinführt. Nicht zu erreichen. Der Zugang durch Worte scheint blockiert – wie um alles in der Welt, soll erzählt werden, was unaussprechlich ist? Welche verbale Form soll einem Grauen verliehen werden, das sich jenseits der Möglichkeiten der Sprache befindet? Wie das Unsagbare sagen?

Als am 6. August 1945 kurz nach acht Uhr, dem Morgen eines brütend heissen Sommertages, eine Uraniumbombe 600 Meter über dem Stadtzentrum Hiroshimas explodierte, wusste die Welt noch nichts von nuklearer Gewalt und der Zerstörungskraft der Atombombe. Pika don, so die onomatopoetische Umschreibung des grellen Lichtblitzes und des kurz darauf folgenden Donners – lautet eine der ersten Bezeichnungen für das, was an jenem Morgen geschah, als in Sekundenbruchteilen an die 80 000 Menschen ums Leben kamen und an dessen Spätfolgen weitere Zehntausende sterben sollten. Es war, «als ob der Welt um mich herum innerhalb eines Augenblicks die Haut abgezogen wurde», schrieb der Dichter Hara Tamiki, der den Atombombenabwurf in Hiroshima nur 1,3 Kilometer vom Epizentrum entfernt selbst erlebt hatte.

Etwas mehr als drei Wochen später erschien in der Zeitung «Asahi shinbun» der Erlebnisbericht einer jungen Schriftstellerin. Ōta Yōko beschreibt in «Kaitei no yō na hikari» (dt. «Ein Licht wie auf dem Meeresgrund») den Abwurf der Atombombe und die unmittelbaren Folgen für die Menschen in Hiroshima. Die junge Frau lieh sich von Verwandten auf dem Land, zu denen sie leicht verletzt geflohen war, einen alten Bleistift und Papierreste, auf denen sie ihre Eindrücke niederschrieb. Vom Atomblitz geweckt, vermischen sich zunächst in ihrem schlaftrunkenen Bewusstsein die Traumbilder mit dem grünblauen Licht, einem «Licht wie auf dem Meeresgrund».

Auf das abrupte Erwachen folgt jedoch erst der Alptraum, das Chaos der verbrannten und verwirrten Menschenströme, die bruchstückhaften Informationen, von der Autorin collagenartig ineinander verwobene Gesprächsfetzen von Ge-

rüchten über die unbekannte Waffe, medizinischen Informationen und noch von der ultranationalistischen Kriegsrhetorik gefärbte Schilderungen der stoischen und heroischen Menschen. In der Originalversion von Ōta Yōkos Text kommt das Wort *genbaku* – Atombombe – noch nicht vor. Dass der kurze Text überhaupt publiziert werden konnte, verdankt sich einzig dem Umstand, dass in der kurzen Zeitspanne zwischen der japanischen Kapitulation am 15. August und dem Erlass des Pressereglements der amerikanischen Besatzungsmacht am 19. September für eine kurze Zeit die Zensur aufgehoben war. Alle weiteren literarischen Texte, die den Atombombenabwurf zum Thema hatten, konnten nur mit grosser zeitlicher Verzögerung publiziert werden.

*

Das Genre der *genbaku bungaku* – der Atombombenliteratur – in der japanischen Literatur ist wohl einzigartig. Die japanische Atombombenliteratur thematisiert die Bombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki und begreift die Existenz von Nuklearwaffen als zentrales Problem der Gesellschaft und der menschlichen Zivilisation.

Grob lassen sich vier Gruppen unterscheiden: Werke von unmittelbar betroffenen Autorinnen und Autoren, die den Bombenabwurf aus nächster Nähe selbst miterlebt haben und nur mit geringer zeitlicher Verzögerung darüber schrieben. Zur zweiten Gruppe gehören Texte von Autorinnen und Autoren, welche die Atombombenabwürfe als Kinder oder Jugendliche zwar direkt miterlebten, deren oft autobiografisch geprägten Erzählungen jedoch vielmals den Charakter von Nachrufen auf die (Strahlenkrankheits-)Opfer in der eigenen Umgebung und Familie haben. Zur dritten Gruppe gehören jene Texte, deren Verfasser die Atombombenabwürfe nicht direkt miterlebt haben, diese Eindrücke jedoch unter Zuhilfenahme von Daten und Interviewmaterial von *hibakusha* (Atombombenopfer) rekonstruierten. Diese Texte erschienen oftmals stark zeitverzögert, wie zum Beispiel das bekannte «Kuroi ame» (dt. «Schwarzer Regen») von Ibuse Masuji aus

dem Jahr 1966. Hier sind die Schilderungen geordnet, und zwar durch die fiktive Figur des Shigematsu Shizuma, der Passagen aus dem Tagebuch seiner Nichte Yasuko abschreibt, um sie der Heiratsvermittlerin zuzusenden. Denn Yasuko ist wegen Gerüchten über eine mögliche Strahlenkrankheit nicht in eine Ehe vermittelbar. In seinem Bestreben einer möglichst authentischen Darstellung des Lebens der Betroffenen nach dem Atombombenabwurf über Hiroshima fügt Shigematsu ergänzende Kommentare ein und flicht auch Stellen aus dem Tagebuch seiner Frau ein, die vor allem die Tristesse der täglichen Essenszubereitung und der Suche nach verwendbaren Zutaten beschreibt.

Indem Ibuse Masuji seine Erzählung auf verschiedenen Berichten und Tagebucheinträgen aufbaut, erschafft er ein vielstimmiges Werk, in dem der Schock der Atombombe und die Verunsicherung, die das Leben in den Wochen danach prägten, aus verschiedenen Perspektiven zum Ausdruck kommen. «Kuroi ame» und mit ihm die ganze Atombombenliteratur wurden in Japan immer wieder scharf kritisiert. So hiess es etwa, diese Art von Berichten entbehrten literarischer Qualitäten und dienten den Verfassern zur billigen Profilierung, indem sie sich in der blossen Beschreibung von politischen Angelegenheiten ergingen.

Auch Ōe Kenzaburō, der 1994 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde, sah sich mit seinem Text «Hiroshima nōto» (Hiroshima-Notizen) aus dem Jahr 1965 einer ähnlichen Kritik ausgesetzt. Ōe, der die Kriegszeit fernab auf dem ländlichen Shikoku verbracht hatte, schuf mit «Hiroshima nōto» ein eigenwilliges politisches Manifest des pazifistischen Humanismus. Hier liegt der Fokus deutlich auf den Nachwirkungen psychischer und politischer Natur, wie zum Beispiel der Problematik mit dem Nachweis der Spätfolgen der Strahlenkrankheit, um einen Atombombenopfer-Ausweis zu erhalten, der unter anderem für vergünstigte medizinische Versorgung vorgewiesen werden musste.

Da Spätfolgen wie etwa Leukämie sich erst nach einer langen Latenz nachweisen liessen, bedeutete dies für die Betroffenen einen langwierigen Spiessrutenlauf durch die bürokratischen Instanzen. Ōe exemplifiziert am Beispiel der Überlebenden von Hiroshima den Typus des

existentialistischen Heiligen, wenn er beispielsweise einen von Krankheit gezeichneten Demonstrationsteilnehmer in seinem heroischen Ausharren unter der brütenden Sonne stilisiert. Dieser Moment der Überhöhung wurde gelegentlich als Vereinnahmung interpretiert und kritisiert. Indem er Berichte von Patienten, Auszüge aus White Papers und Zeugenberichte einflücht, verleiht Ōe in «Hiroshima nōto» jedoch unterschiedlichen Stimmen Gehör.

Schliesslich gibt es noch jene Werke von Autoren und Autorinnen, die keine Zeitzeugen sind, die Thematik jedoch als eine Art historische Folie oder Schauplatz in ihren Erzählungen behandeln, wie z. B. Murakami Ryū in «Gofungo no sekai» («Die Welt 5 Minuten später») aus dem Jahr 1994 oder Tsuji Hitonari in «Taiyō machi» (dt. «Warten auf die Sonne») von 2001.

«Wie hältst du nur aus, sowas anzusehen. Ich könnte nicht stehenbleiben und die Leichen betrachten. Kannst du darüber schreiben?», soll Ōta Yōkos Schwester die Autorin gefragt haben. Sie antwortete: «Ich sehe mit zweierlei Augen: mit den Augen des Menschen und mit den Augen des Schriftstellers.» Die Motive des Sehens und des Bezeugens sind zentral in den ersten Texten der Atombombenliteratur. Doch was auf den ersten Blick dokumentarisch erscheinen mag, erweist sich bei genauerem Hinsehen als blosser Ansammlung von Realitätssplintern. Einem Impuls des Überlebens folgend versuchen die Erzähler inmitten von Brandgeruch und Verletzten mittels der Sprache sich das Erlebte anzueignen und der Nachwelt davon Bericht zu erstatten.

Das Bezeugen und somit die Ich-Perspektive des Augenzeugen haben zunächst oberste Priorität. In seiner Existenz erschüttert, legt er Zeugnis ab vom Gesehenen. Hara Tamiki beispielsweise schrieb von den Folgen der Strahlenkrankheit gezeichnet «Natsu no hana» (dt. «Sommerblumen», 1947). Die kurze Erzählung, die eigentlich bereits im Januar 1946 unter dem Titel «Die Atombombe» hätte erscheinen sollen, doch wegen der Zensur zurückgestellt wurde, handelt von der Zeit unmittelbar nach dem Bombenabwurf am 6. August in Hiroshima und der Flucht des Ich-Erzählers vor der nahenden Feuersbrunst. Der Weg zum Fluss führt ihn an durstigen Verletzten vorbei und an «Gestalten, die einem auf den ersten Blick mehr Grausen als Erbarmen einflössen».

Begegnungen mit ebenfalls blutenden und verletzten Bekannten und Verwandten vermitteln nur eine kurze Erleichterung über deren Überleben, doch steigert sich das beklemmende Gefühl mit jeder Zeile. Leichen und bis zur Unkenntlichkeit aufgedunsene Sterbende säumen den Weg. «Das musste eine neue, durch eine sorgfältig genaue Methode herbeigeführte Hölle sein. Alles Menschliche war hier ausgemerzt», reflektiert der Ich-Erzähler. Abgeschlossen wird der Text durch einen angefügten Bericht eines N., der in die verwüstete Stadt zurückkehrt, um – ohne Erfolg – nach seiner Frau zu suchen und nach Tagen erschöpft aufgibt. Hara Tamiki nahm sich 1951 das Leben als Reaktion über die Gefahr eines erneuten Einsatzes der Atombombe in Korea.

*

In seinen unter dem Titel «Oboegaki» (1945) erschienenen Erinnerungsnotizen hinterliess Tōge Sankichi ein multiperspektivisches Kaleidoskop des Grauens. Aus unterschiedlichen Standpunkten werden Eindrücke geschildert, die im Zeitraum von wenigen Minuten vor dem Abwurf bis zur Kapitulation stattgefunden haben. Fragmentarisch werden Besuche des Ich-Erzählers im Verwundetenlager, Besuche bei sterbenden Bekannten sowie Impressionen von Drittpersonen wiedergeben. Die Orientierung im Text fällt zunächst schwer, zu viele Eindrücke dringen auf dem ersten Blick ungeordnet auf den Leser ein und überwältigen ihn. Gewisse Bilder wiederholen sich in Texten verschiedener Autoren und Autorinnen, so zum Beispiel die banale Schilderung einer am Flussufer umgekippten Schachtel voller Zwiebeln oder eines ertrinkenden Pferdes. Das Ordnen und Einordnen der Ereignisse hat keine Priorität, zunächst geht es um den Versuch, das Grauen zu bannen und in dem festzumachen, was bis anhin als Realität gegolten hatte.

Auf das Bezeugen folgt die Solidarität mit den Opfern und der Friedensbewegung. Die mittlerweile gewachsene Datenlage zum Verlauf der Strahlenkrankheit und ihrer Langzeitfolgen generiert eine wachsende Zahl von japanischen Bürgern, die um Anerkennung zu ringen haben. Gleichzeitig ist zu beobachten, was sich auch nach der Dreifachkatastrophe von Fukushima abzeichnen beginnt: Das Leben geht weiter, das Vergessen setzt ein und die anfängliche Solidarität

und das Engagement für die Opfer schwindet, weicht schlimmstenfalls gar einer Stigmatisierung der Opfer. Die viel zitierte japanische stoische Gelassenheit angesichts von Katastrophen wäre demnach nichts anderes als eine natürliche post-traumatische Reaktion.

Über das Unausprechliche zu schreiben, heisst, es auszusprechen und damit zu verfehlen – ein Paradox, mit dem sich Autoren und Autorinnen der Atombombenliteratur konfrontiert sahen.

Erinnerung ist nicht linear. Gelegentlich ist die Orientierung gestört durch ein berichtendes und ein erlebendes Ich, die sich an unterschiedlichen Punkten des raumzeitlichen Kontinuums befinden. Insbesondere in der Literatur jener Generation, die als Schriftsteller Ereignisse aus der Kindheit beschreiben, ist dieses Phänomen häufig. Kein Weg führt zu jenen Erinnerungsräumen, in denen jene Eindrücke lagern, die sich traumatisierend ausgewirkt haben. Vieles ist vage und eine Annäherung auf sprachlicher Ebene erscheint unmöglich.

Mit erzählerischen Techniken wie der Überlagerung und der Verdichtung wird es möglich, dem Erlebten eine Gestalt zu verleihen, die weit genug ist, um es nicht zu einem erstarrten Eindruck werden zu lassen. Indem verschiedene Eindrücke überlagert werden (*kasameru*), entsteht beispielsweise durch semantische Anreicherung eine Verdichtung, welche jene Ambivalenz erzeugt, die für eine authentische Wiedergabe von Trauma bedeutsam ist. Auf einer lexikalischen Ebene dienen Ausdrücke des Verschwommenen und Amorphen der Darstellung von nur schwierig Verbalisierbarem (*bokasu*). Der bruchstückhafte Charakter vieler Texte der Atombombenliteratur verweist auf einen Zustand der Dissoziation, in dem Ereignisse nicht mehr mental integriert werden können. Die scheinbare Ruhe verweist auf die psychische Taubheit, die unmittelbar auf den Schock über das Geschehene – und das eigene Überleben – folgt. Später kann sich dieser Zustand zu tiefer Apathie entwickeln. Die gespenstische, gleichsam heimgesuchte Leseerfahrung beruht denn auch auf einer assoziativen Annäherung, mit der die Lektüre das Tor zu einem Ort öffnet, der nicht ist.

Dr. des. Daniela Tan ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Asien-Orient-Institut der Universität Zürich.